

**Zeitschrift:** Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde  
**Band:** 11 (1949)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Kleine Basler Burgenkunde [Schluss]  
**Autor:** Müller, C. A.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-861772>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## *Kleine Basler Burgenkunde*

Von C. A. Müller

Schluss

Wie im geschichtlichen Werdegang schon erwähnt wurde, gingen die ersten mittelalterlichen Burgenbauten von den Gaugrafen aus, die sich an die ihnen bekannte *Bauart* der Volksburgen, ja an diese selber hielten. Alt-Homberg und Froburg mögen direkt aus solchen hervorgegangen sein. Dem Bergsporn von Alt-Homberg benachbart ist das Wittnauer Horn, das wohl noch die grössere Anlage aus der Frühzeit trug, für die Grafenburg aber weniger in Betracht kam, weil sie schon weiter vom Mittelpunkt der Landschaft und den Verkehrswegen entfernt lag.

Auch die Burg *Bischofstein* wurde vom Basler Bischof auf einer Bergkuppe errichtet, die schon seit langem Befestigungen trug. Aber diese Burg der Feudalzeit stellte doch schon einen andern Burgtypus dar als den bisher gewohnten. Der Grundriss zeigt nicht mehr einen offenen Hof, in dem sich die Bauten wie zufällig an den weitgezogenen Berg anlehnen, sondern bei Bischofstein treffen wir eine ganz bestimmte Planmäßigkeit. Noch erhebt sich der Hauptturm in der Mitte der Anlage, ein Merkmal der frühen Bauweise; aber dies mag hier das geratenste gewesen sein, denn so konnte die Burg, die in runder Form aus einer Bergkante ausgeschnitten wurde, allseitig überblickt und verteidigt werden. Rings um diesen Turm ist der verfügbare Raum ausgeklügelt in Höfe, Bauten und Toranlage eingeteilt.

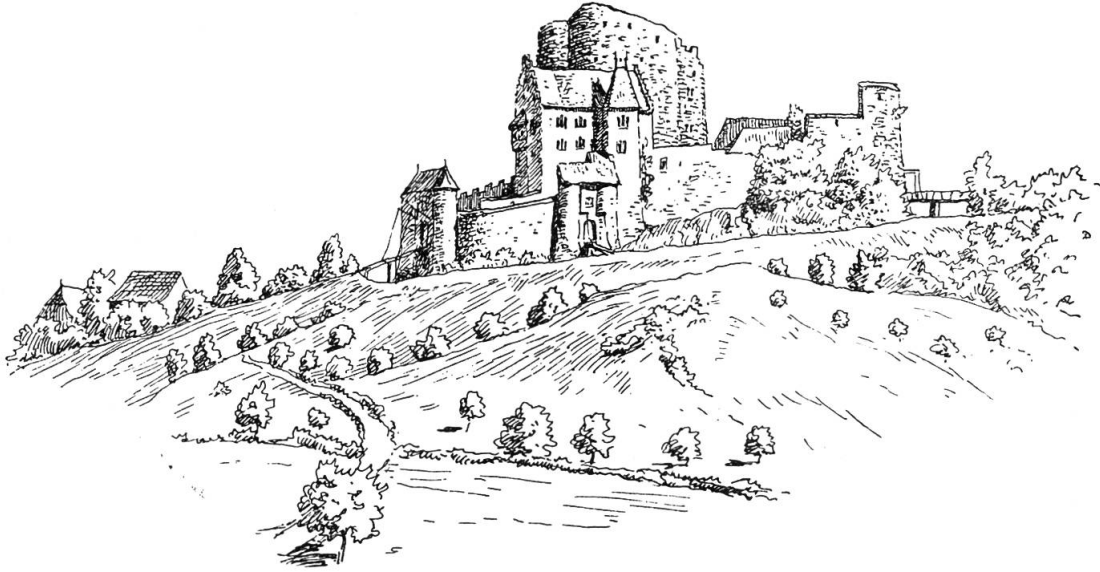
Die frühen Vasallenburgen besaßen zu Beginn meist nur einen einfachen *Wohnturm*, den man derart auf einen Juragrät stellte, daß er auf drei Seiten «sturmfrei», d. h. durch abfallendes Gelände vor Angriffen geschützt war. Die gefährdete Seite sicherte man durch tiefe Gräben, die oft hintereinander den Berggrät durchschnitten. Ein frühes und schönes Beispiel eines Wohnturmes finden wir auf dem *Wartenberg* bei Muttenz, wo wenig oberhalb der frühen «Vorderburg», die noch ganz den alten Grafenburgen gleichsieht, ein wuchtiger romanischer Koloß steht. An ihm zeigen sich sorgfältig gehauene Werkstücke aus rotem Stein, Fenster- und Türgewände, so wie sie elsässische Burgen in noch reicherm Maße aufweisen. Bei uns im Jura ließ sich der an Ort und Stelle gefundene

graue Kalkstein nicht so gut bearbeiten; darum sind unsere Burgen meist allen architektonischen und figürlichen Schmuckes bar. Nur vom *Bischofstein* wissen wir seit wenigen Jahren, dass er prächtige frühgotische Reihenfenster besaß, und bei *Angenstein* lassen sich, von den Umwandlungen jüngerer Zeit fast überdeckt, eine ganze Anzahl von spitzbogigen Fensterpaaren erkennen.

Wo keine günstige Höhenlage auszunutzen war, stellte man die Burg an einen Wasserlauf und ließ diesen ringsum fließen. Auf einer Insel inmitten der Wasseroberfläche stehend, war ein solches *Weiberschloß* nur über leichte Brücken mit aufziehbaren Toren zu erreichen. Die Wasserburgen wiesen, dem ebenen Gelände entsprechend, meist einen regelmässigen Grundriss auf; Beispiele dafür bieten uns in Basels Nähe die noch erhaltenen Burgen von *Binningen*, *Bottmingen* und *Pratteln*, von welchen allerdings nur Bottmingen seinen charakteristischen Wasser-schutz bis in unsere Zeit hinein gerettet hat. Eine Wasserburg besonderer Art war der «*Stein*» zu *Rheinfeld*, der schon im 11. Jahrhundert eine Rolle spielte; leider gewann ihn Basel nie dauernd in seine Hand. Diese Burg hatte den freien unbändigen Rheinstrom zum Schutz genommen, weil sie sich auf einer kleinen Felsinsel im Strom befand.

Im Gegensatz zu diesen Talburgen mußten sich die Schlösser auf den Bergeshöhen stets nach dem unwirtlichen Terrain ihrer Felszinnen richten. Wie dieses mit ausgeklügelter List zur Verteidigung und Sicherung ausgenützt wurde, erregt noch heute unsere Bewunderung. Die Wohntürme, die sich mehr und mehr in die Höhe und Breite reckten, folgten mit ihren Mauern dem unregelmäßigen Rande eines Felskopfes und wichen dadurch oft gänzlich von einer rechteckigen Form ab, wie wir dies besonders gut am gewaltigen Bergfried von *Pfeffingen* beobachten können. Dem ursprünglichen Wohnturm fügten sich bald weitere Bauten an, die zu seinen Füßen einen engern oder weitem Hofbezirk umstanden. Mehr und mehr wurden die Wohnräume in einen besonderen «*Palas*» verlegt, wie er bei jüngeren Burgen gleich von Anfang an errichtet wurde, während der Turm bloßen Verteidigungszwecken diente, so etwa bei *Wallenburg*. Bei allen Burgen der jüngern Zeit blieb der Hauptturm der am stärksten gefährdeten Seite zugekehrt. Von seinen überragenden Öffnungen aus ließ sich ein Angreifer gut ins Auge fassen und abwehren. Besonders eigentümlich erweist sich die *Farnsburg*; hier barg sich der Palas, selber einem breitgelagerten Wohnturme gleich, hinter einer gewaltigen Schildmauer, die so hoch errichtet wurde, daß von ihrer Zinne aus in jedem Falle der nahe herantretende hohe Farnsberg jenseits des tiefen Halsgrabens in der Gewalt behalten wurde.

Nie besaßen diese Türme einen Eingang zu ebener Erde, ob sie nun Wohn- oder Wehrzwecken dienten. Immer waren sie erst in einer gewissen Höhe mit einer Tür versehen, die entweder über eine leichte Leitertreppe oder dann durch Ne-



Schloß Pfeffingen von Norden, 1754

Nach einer Zeichnung von Emanuel Büchel

benbauten erreichbar war. Im Rücken dieses stärksten Turmes und der Schildmauer, die sich in beträchtlicher Dicke, wie in Pfeffingen, der Angriffsseite zukehrte, fanden sich die übrigen Bauwerke, an der geschüttesten Stelle, über dem tiefsten Abgrund, der Wohnbau, damit seine Fenster vor jedem fliegenden Pfeil sicher waren. Die Dächer, erst mit Stroh bedeckt, später nur noch mit Hohlziegeln, neigten sich meist gegen den Innenhof, um sie jedem Brandpfeil und andern Wurfgeschossen zu entziehen, aber auch wegen einem andern wichtigen Grund, der später noch genannt wird.

Den Zugängen zur Burg wurde besondere Sorgfalt zugewendet. Der Weg, der an der Bergflanke aufwärts führte, wurde so angelegt, daß ein Angreifer die durch den Schild ungedeckte rechte Körperseite möglichst lange der Burg zukehren mußte, den schwirrenden Pfeilen ausgesetzt. Die Toranlagen wurden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt raffinierter ausgestaltet. Nirgends begnügte man sich mehr nur mit einem einzigen Tor, sondern trennte mehrere Vorhöfe und sogenannte Zwinger — schmale Räume zwischen hohen Mauern — durch Gräben, Zugbrücken und gewundene Torwege voneinander ab. Ueber den Torbogen traten Gußerker heraus, durch deren Bodenluken der Feind mit siedendem Wasser oder Pech überschüttet werden konnte. Auf die Anfahrtswege und Torvorplätze richteten sich ungezählte Schußlöcher; wo Scharten auf Ruinen erhalten sind, sehe man durch sie einmal hindurch: es wird der Blick immer auf ein ganz bestimmtes Ziel gerichtet sein, das unter Kreuzfeuer genommen werden konnte.

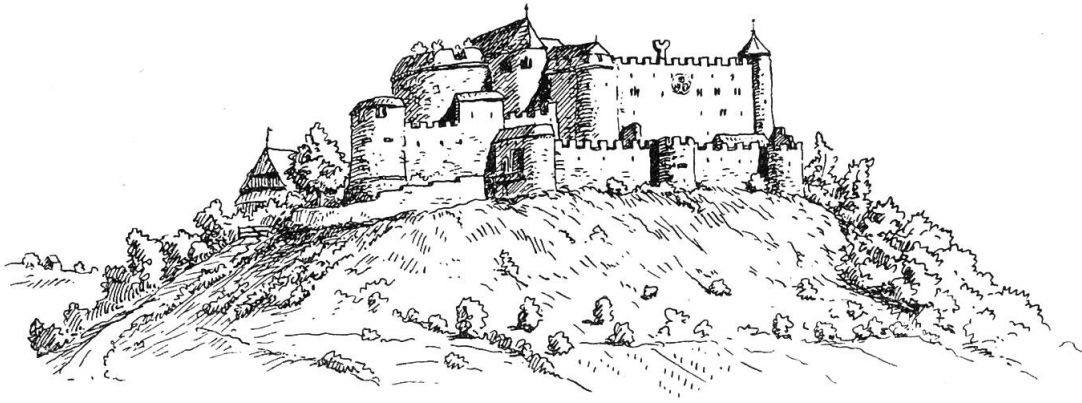
Seit dem 16. Jahrhundert erfuhren die Burgen im Baselbiet keine Erweiterungen mehr. Einzig auf Neu-Homburg ob Läuelfingen führten die Basler um 1530

am Südtor einen Verstärkungsturm auf. Anders die Solothurner, die damals *Dorneck* zu einem Bollwerk besonderer Güte ausgestalteten. Die mächtige Rundbastion auf der Angriffsseite gibt noch heute Kenntnis davon. Was der Bischof von Basel um 1560 auf seiner Burg *Pfeffingen* bauen ließ, den «Neuen Bau» und die beiden spielerischen östlichen Toranlagen, war nur eine Wohnlichgestaltung für den Landvogt, aber keine ernsthafte Fortifizierung mehr. Die Musterbeispiele für den jüngern Festungsbau müssen wir jenseits unserer Landesgrenzen suchen: Die Burgen *Landskron* und *Mörsberg* (Morimont) auf Elsässer Felskuppen, doch der Schweiz eng benachbart, weisen ganz gewaltige Verstärkungen des 16. und 17. Jahrhunderts auf, die eines besonderen Studiums wohl wert wären.

Das wichtigste Element, dessen auch die Burgbewohner bedurften, war das Wasser. Deshalb befand sich in jeder Burg ein Brunnen. Selten konnte Quellwasser in die Burg geleitet werden. Darum grub man dort einen Schacht, wo man hoffen konnte, das Grundwasser zu erreichen. Dies war in den meisten Fällen unmöglich, da der Wehrbau über hartem Stein errichtet war. Man legte daher Zisternen an, in die man von den einwärts geneigten Dächern das Regenwasser leitete. Das beste Beispiel für eine solche *Zisternenanlage* wurde vor wenigen Jahren auf Bischofstein entdeckt: In einem tiefen, mit Bruchsteinen gefüllten Schacht sickerte das Wasser in die Tiefe, sich an den Steinen reinigend; in der Mitte war ein Loch freigehalten, durch das ein Ziehkessel das begehrte Naß heraufholte. Auch Neu-Falkenstein bei Balsthal besaß einen solchen Wasservorrat.

Nicht selten sorgte ein *Burggärtlein* an der Sonnseite des Berghanges dafür, daß die Burgfrauen Blumen neben Küchen- und Heilkräutern hegen und pflegen konnten. Daher mag's rühren, daß bei alten Burgstellen hin und wieder Immergrün, Buchs und Stechpalme unter den Waldgewächsen auftauchen, die einstmals zum dauerhaften Bestand solcher Gärtnerinnenfreuden zählten.

Bescheiden war Vieles in diesen Burgen, besonders in der frühen Zeit. Man darf sie sich keineswegs prunkhaft ausgestattet vorstellen, da einst selbst Bischöfe und Grafen bescheidener lebten als ein Arbeiter von heutzutage. Kalt wehte der Wind um die Burgen der Höhe, die allen Unwettern ausgesetzt waren. Wenn die Zugluft bissig durch die wohl kleinen, aber schlecht verschlossenen Fensteröffnungen drang — bis ins 14. Jahrhundert gab es kein Glas für solche Zwecke, man verhängte die Fenster mit gewachstem Leinen oder dünngeschabten Häuten —, heizten die offenen Kamine kaum genügend. Darum wendete man der Heizfrage seine ganze Überlegungskunst zu. Kein Wunder darum, wenn bei den Funden, die auf jüngst ausgegrabenen Burgen ans Licht kamen, stets die *Ofenkacheln* eine erste Rolle spielten. Aus den Funden besonders von Bischofstein kann man eine regelrechte Entwicklungsgeschichte der Kachelöfen ersehen. Immer ausgeklügeltere Formen nahmen die einzelnen Kacheln an, damit sie, zusammengefügt,



Schloß Dorneck von Nordwesten, 1754

Nach einer Zeichnung von Emanuel Büchel

die Wärme zurückhalten sollten. Daß diese Gebrauchsgegenstände im Mittelalter mit künstlerischen Darstellungen geschmückt wurden, macht sie uns besonders wertvoll. Reiterfiguren, wilde Tiere, Wappen und gotisches Maßwerk finden wir auf diesen farbig glasierten Tonscherben modelliert.

Der *Hausrat*, der in Inventaren von Burgen hin und wieder aufgezählt wird, ist gegenüber dem, was heute vom Wohnen verlangt wird, bescheiden zu nennen. Erst im 15. und 16. Jahrhundert zeigen sich diese Aufzählungen reichhaltiger. Je weiter der Komfort in den Städten ausgebaut wurde, desto mehr teilte er sich auch den Burgen mit. Die Ausgestaltung der Burgen wurde reichhaltiger. Nach den Kreuzzügen wurden Teppiche häufiger; als «Heidnischwerk» tauchen sie, ihres Ursprungs wegen so genannt, da und dort auf. Wandbilder belebten die getünchten Wände; so könnte auch auf Wartenberg der mittlere Turm solche romanische Malereien aufgewiesen haben. Aber die Möglichkeiten, diese Felsenester den wachsenden Ansprüchen anzupassen, blieben, gegenüber den Stadthäusern gesehen, beschränkt. Der bauliche Unterhalt einer Burg verzehrte immer große Summen und oft wird im 16. und 17. Jahrhundert über den schlechten Zustand der Mauern und Räume geklagt. Die Landvögte, die aus der Stadt kamen, mochten das behagliche Leben, das sie von dorthin gewohnt waren, in ihren Amtssitzen nur schwer missen. So verzichtete schließlich manch einer von ihnen darauf, in solch verbröckelnden Mauern zu wohnen und bezog ein Haus im darunterliegenden Dorf. Dies war der Fall beim bischöflichen Obervogt in Pfefingen, der sich sogar in dem 1560 erbauten Wohnteil nicht mehr wohl fühlte und darum in das von seiner Familie im Dorfe Aesch erbaute Lustschloß hinabzog, die alte Burg dem Zerfall überlassend. Auch der Landvogt von Birseck ahmte zu Ende des 18. Jahrhunderts dieses Beispiel nach; er erstand sich den bisher bestehenden Flachsländerhof in Arlesheim und zog daselbst ein.

Als die Revolution über unsere Landesgegend hereinbrach — im Fürstbistum war

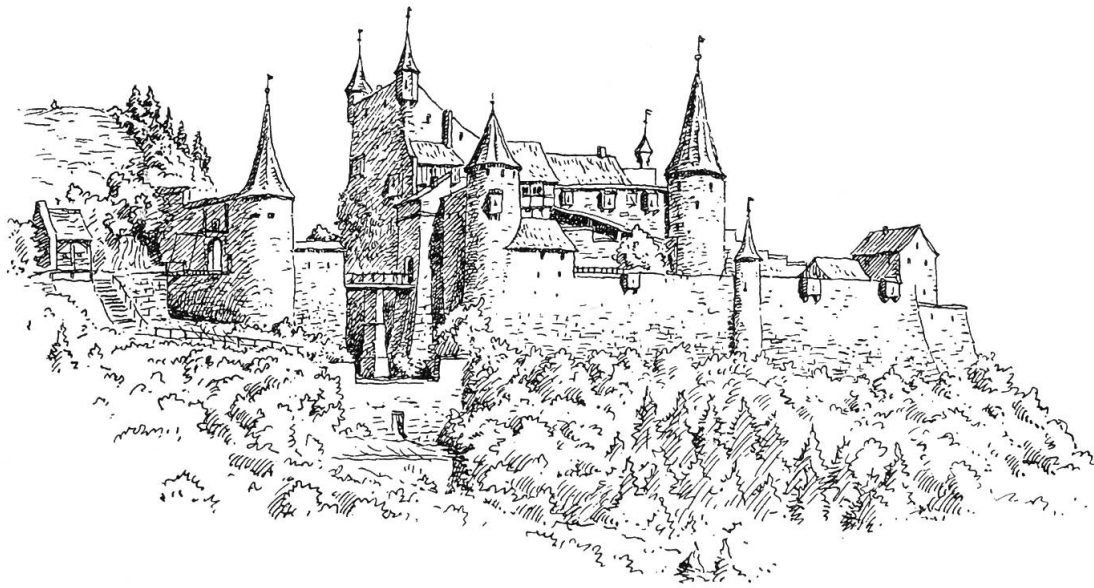
dies 1793, im stadtbaslerischen und solothurnischen Gebiet 1798 der Fall — hatten die Burgen längst ihre ursprüngliche Zweckbestimmung verloren. Was die Bauern in ihrem revolutionären Drang anstellten, als sie Birseck, Farnsburg, Homburg, Waldenburg und Neu-Falkenstein in Flammen aufgehen ließen, war bloß noch der symbolische Nachweis dafür, daß die altersmüden Bauten ihre Daseinsberechtigung verloren hatten.

Während des 19. Jahrhunderts war meist nur von Raubrittern, harten Zwingherren und herrischen Landvögten die Rede, wenn der Blick nach den Burgruinen ging. Allgemein glaubte man, daß der Zerfall dieser Geschichtszeugen die Ursache für den Durchbruch der demokratischen Freiheiten und den wirtschaftlichen Aufschwung bilde; so rührte denn auch in den Zeiten der wirtschaftlichen Freibeuterei kein Mensch einen Finger für diese altehrwürdigen Mauerreste.

Heute wissen wir wieder, daß mit vollem Recht gegen die Bezeichnung «Zwingburgen und Raubritternester» aufgetreten werden kann. Die Burgen waren ein Gemeinschaftswerk des Mittelalters so gut wie die kirchlichen Bauten. In ihrer Anfangszeit dienten sie gewiß in allererster Linie allgemeinen Zwecken: sie sicherten die Grenzen und boten in den vielen Fehden der Zeit bedrängten Menschen Obdach sowie einem Verwaltungssitz und den notwendigen Nahrungsvorräten sicheren Schutz. Sie waren Stützpunkte für die Strassen; aus mancher Chronik erfahren wir, wie sich reisende Kaufleute beim Einnachten erst hinter sichernden Mauern einer Burg oder eines Städtchens geborgen fühlten. Die Zwischenstrecken waren oft lang und dicht bewaldet und die Polizei funktionierte nicht wie heute.

*Raubritter* gab es neben gewöhnlichen Räubern und Wegelagerern tatsächlich, so gut es heute noch Menschen in sogenannten besseren Lebensschichten geben soll, die es auf den Besitz ihrer Mitmenschen abgesehen haben. Aber diese bildeten doch stets Ausnahmen von der Regel und traten erst beim Niedergang des Adels in Erscheinung, als schlechtgeratene Herrensöhne im Raub die letzte Rettung vor wirtschaftlichem Ruin erblickten. Die in unserm Gebiete vorkommenden Fälle von Strauchrittertum sind tatsächlich so selten wie heute etwa der Gerichtsfall für einen gefallenen Sprößling ehrbarer Eltern. Zudem war es schon immer so, daß die große Zahl guter Menschen weniger Spuren hinterließ als die Minderheit der andern. Was konnte schon von anständigen Leuten in Akten und Chroniken festgehalten werden?

Fallen alle diese, den Burgen bloß angedichteten Züge dahin, so verbleibt noch immer Romantik genug, deren wir uns von Herzen freuen dürfen. Was haben uns nur die ritterlichen *Minnesänger* an Schätzen der Sprache und inniger Gedanken hinterlassen! Unter diesen gehören Graf Wernher von Homberg und Herr Walter von Klingingen unserer engeren Heimat an.



Schloss Farnsburg von Südosten, 1750

Nach einer Zeichnung von Emanuel Büchel

Ein besonders wertvolles Erbe, das uns die Ritterzeit hinterlassen hat und das neuerdings zu frischem Leben erwacht erscheint, das ist die *Wappenkunst und Wappenkunde*. Wo wir den Wahrzeichen der alten Heroldskunst begegnen, erinnern sie an die frühen Träger der Schilde, der Helme mit ihren Federbüschen und andern Feldzeichen, den wehenden Mänteln und Satteldecken. Als Erkennungszeichen für eine Zeit, die noch keine Familiennamen kannte, kamen die Wappen auf und wurden zu einer Zier, deren Schönheit uns auf alten Grabmälern und an Kirchenpfeilern, an Türmen und Hausfassaden, an Toreingängen und Konsolenreihen immer wieder begegnet und die uns am lebendigsten aus alten Glasgemälden entgegenleuchtet. In die Wappenbilder hinein spielt die übersprudelnde Symbolik des Mittelalters, oft ein feiner oder auch derber Humor, der Steinmetzen und Malern nie ausging. Eine Vielfalt wird auf diesem doch engegezogenen Gebiet sichtbar, wie wir sie mit unserm technischen und wissenschaftlich gezüchteten Können nicht mehr fertigbringen. Es wird uns nie mehr möglich sein, den Geist, der diese Pracht und Kunst entfaltet hat, neu heraufzubeschwören. Wir können nur noch eines versuchen — und das wollen wir tun: uns und unsern Kindern diese Zeugen einer längst verschwundenen Zeit lieb und wert zu erhalten, damit auch sie dauern mögen, solange unsere Burgen auf uns herabblicken. Und das möge noch recht lange währen!